

Nr. 262. Bromberg, den 16. November. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(26. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

8.

Es war ganz dunkel geworden, als Carmela wieder vor dem Hause der Wahrsagerin anlangte. Die Flügel der Wohnungstür waren schon angelegt, aber noch nicht fest geschlossen, und ein Lichtstrahl drang durch den Spalt auf die Straße. In der Meinung, daß eine Kundin bei Donna Assunta sei, die nicht gesehen sein wolle, zögerte Carmela einzutreten und legte das Ohr an die Tür. Da hörte sie die erregte Stimme des Marchese:

„Der Buchhändler soll zwar in der Nachbarschaft erzählt haben, daß der Tedesco mit Fieber zu Bett liegt; aber was . . ."

„Nun also, dann seid doch zufrieden!" unterbrach ihn Donna Assunta ungeduldig. „Alles braucht doch seine Zeit!"

„Ja doch, ja doch. Aber Ihr müßt doch wissen, wie lange Euer Zauber braucht, um seine tödliche Wirkung auszuüben!" beharrte der Marchese.

„Pssst!" machte die Alte warnend. Und nun sank die Unterhaltung zum Flüstertone herab, so daß kein Wort mehr zu verstehen war.

Aber was Carmela gehört hatte, genügte vollkommen, die Lage blitzartig zu erhellen: Es handelte sich um einen Anschlag auf Raimund Usings Leben, den der Marchese mit Hilfe von Donna Assuntas Hexenkünsten ins Werk gesetzt hatte und der nur durch schleunigste Gegenmittel gebrochen werden konnte! — Einen Augenblick nur hatte das junge Mädchen wie erstarrt gestanden. Dann rannte es mit wankenden Knien davon.

Nach Atem ringend, kam sie endlich vor dem Hause in der Via San Biagio dei Librai an. Der Buchhändler Porpora hatte, wie die meisten Geschäftsleute in Neapel, trotz der späten Stunde seinen Laden noch nicht geschlossen. Er sah erstaunt auf, als das junge Mädchen mit fliegenden Locken und schreckensbleichem Gesicht plötzlich hereingestürmt kam.

„Lebt Euer Mieter noch?" kam es wie ein Angstschrei über ihre bebenden Lippen.

„Ja, ja, er lebt," erwiderte der Überraschte. „Aber er ist sehr krank. Er hat ein böses Fieber."

„Ich muß sofort zu ihm! Zeigt mir, bitte, sein Zimmer! Ist er allein?"

„Nein, meine Dienerin ist oben. Sie bleibt auf Anordnung des Arztes über Nacht bei ihm. Aber Ihr könnt ihn jetzt unmöglich sprechen."

„Ich muß aber zu ihm! Schnell, schnell, — es ist keine Zeit zu verlieren!" drängte Carmela außer sich.

„Aber er würde Euch ja gar nicht verstehen, schönes Kind!" wehrte der Alte, sie wohlgefällig musternd. „Was denkt Ihr denn? Der Signore ist ja gar nicht bei klarem Bewußtsein. Es ist eine gefährliche Sache. Wie der Arzt sagt . . ."

„Geht mir endlich mit Eurem Arzt!" unterbrach ihn Carmela verzweifelt. „Der weiß nichts von dieser Krankheit! Man hat Signor Raimond verhext! Versteht Ihr?!"

Entsetzt wich der Buchhändler einen Schritt zurück und schlug ein Kreuz. „Mein Gott, — wer seid Ihr denn? — und wie kommt Ihr darauf?" stammelte er dann und dachte sofort an den unerklärlichen und unheimlichen Besuch in der vorigen Nacht.

„Jetzt ist keine Zeit für Erklärungen! Schnell, zeigt mir das Zimmer! Wir müssen den Zauber finden, sonst muß er unweigerlich sterben!"

„Nun, in Gottes Namen! Dann kommt also!"

Während sie die Treppe hinaufstiegen, fragte Carmela: „Hat Signor Raimondo gestern oder heute irgendwelchen Besuch gehabt, oder ist jemand in seiner Abwesenheit in seinem Zimmer gewesen?"

„Außer dem Arzt und einem Priester, der heute vormittag nach dem Herrn fragte, hat er noch nie Besuch bekommen", versicherte der Buchhändler. — Um keinen Preis hätte er ein Wort von drei Camorristen verraten.

„Und traut Ihr Eurer Dienerin etwas Schlimmes zu?"

„Nein! nein, das ist eine treue und brave Seele", wehrte der Alte.

Nun traten sie leise in das Zimmer des Kranken ein. Er lag mit geschlossenen Augen und fieberglühenden Wangen auf seinem Lager, und ein dumpfes Stöhnen kam in gewissen Abständen über seine trockenen Lippen. In Tränen ausbrechend, warf sich Carmela vor seinem Bett auf die Knie und stammelte, seine Hand an die Lippen ziehend, ein verzweifeltes Gebet. Dann aber raffte sie sich empor und nahm die verzweifelte Dienerin sofort in ein hastig geflüstertes Verhör. Doch die Frau beteuerte, nichts Verdächtiges bemerkt zu haben.

„Was ist dies hier?" fragte Carmela scharf und griff nach einem Fläschchen das auf dem Nachttische stand.

„Das ist die Medizin, die der Doktor verordnet hat", erwiderte die Dienerin gekränkt.

Carmela hatte das Fläschchen entkorkt und unter die Nase gehalten, stellte es aber gleich darauf wieder als unverdächtig beiseite. — „Und dies hier?" Sie griff nach einem Glase.

„Zitronenwasser".

Carmela nahm einen Schluck, prüfte den Geschmack und stellte auch das Glas wieder hin. Dann sah sie sich prüfend im Zimmer um und entdeckte auf dem Tisch eine kleine Schachtel mit Pulvern. Sie riß sie an sich. „Woher ist das hier?"

„Der Arzt hat es verschrieben. Ich habe es vorhin selbst aus der Apotheke geholt. Aber der Herr hat noch nichts davon bekommen. Erst wenn er aufwacht, soll ich ihm eins davon geben."

„Wo ist der Zettel dazu?"

Die Dienerin kramte in ihrer Tasche und brachte das zerknüllte Rezept zum Vorschein.

Carmela prüfte es, zählte die Pulver nach und überzeugte sich, daß die Dienerin die Wahrheit gesprochen. — „Was habt Ihr dem Herrn zu essen gegeben?" fuhr sie dann flüsternd in ihrem Verhör fort.

„Er hat seit vierundzwanzig Stunden nichts Festes zu sich genommen", erklärte die Dienerin.

„Nein, noch länger", setzte der Buchhändler hinzu. „Signor Ufing war vorgestern abend das letzte Mal aus. Gestern morgen hat er noch ein wenig Weißbrot zum Frühstück genossen und seitdem nichts mehr."

„Wer hat dies Weißbrot gebracht?"

„Unser Bäcker, der es jeden Tag bringt. Ich habe selbst davon gegessen", gab Herr Porpora zurück.

Einige Augenblicke stand Carmela ratlos. Dann sagte sie entschlossen: „Wir müssen das ganze Zimmer durchsuchen. Vielleicht ist der Zauber irgendwo versteckt. Kann sich nicht jemand ohne Euer Wissen eingeschlichen haben?"

„Nein, nein, — sicher nicht, sicher nicht" wehrte der Buchhändler ängstlich und übereifrig ab.

Aber Carmela begann dennoch mit der Durchsuchung: Sie riß alle Schubladen und Schränke auf und durchwühlte ihren Inhalt. Aber es fand sich nichts Verdächtiges.

Doch plötzlich griff sie hastig nach einem sonderbaren Gegenstand. Es war ein kleines, rundes Lederetui, das sie in einem Kasten zwischen allerhand Malgerät erspäht hatte. Der Deckel war aufgesprungen und ein blinkendes Instrument leuchtete daraus hervor. Der Buchhändler und die Dienerin waren hinzugetreten und blickten neugierig darauf. Aber Carmela machte ihnen ein ängstliches Zeichen, als ob sie eine Höllenmaschine entdeckt habe. Dann murmelte sie eins der vielen Sprüchlein, die sie bei Donna Assunta als Abwehrmittel gegen bösen Zauber gelernt hatte, nahm das kleine Instrument vorsichtig mit den Fingerspitzen heraus und betrachtete es prüfend. Aber Herr Porpora beruhigte sie sofort mit der Erklärung, daß dieses Instrument zwar auch einen unerklärlichen Zauber berge, da die kleine blaue Nadel, wie man das Ding auch halte, immer nach dem Capodimonte im Norden der Stadt weise — daß es aber keinesfalls eine gesundheitsschädliche Wirkung ausübe. Und damit hatte er recht: Es war der Kompaß.

Verzweifelt suchte Carmela weiter: in allen Winkeln des Zimmers, — unter dem Tisch den Stühlen, dem Schrank und unter dem Bett. Jetzt hatte sie die Schachtel entdeckt und zog sie hervor. Ein ekler Geruch drang ihr daraus entgegen. Mit einem Ruck riß sie die Schnur ab, warf den Deckel beiseite und befreite mit zitternden Fingern den Inhalt von seiner Umhüllung. Da stieß sie plötzlich einen Schrei aus, und die scheußliche, halbverfaulte, mit Nadeln gespickte Fleischpuppe fiel klatschend auf den Fußboden.

„La Fattura! La Fattura!" („der Zauber") kreischte die Dienerin entsetzt, und auch der alte Buchhändler stieß einen dumpfen Laut des Schreckens aus. Wußte doch jedes Kind in Neapel, daß solche nadelgespickte Gegenstände — ob es nun Fleischpuppen waren, oder Köpfe von toten Tieren, oder Eier, oder Zitronen, — das schlimmste und tödlichste Zaubermittel der einheimischen Hexen bildeten. Und noch ehe Carmela oder Herr Porpora die entsetzte Dienerin hindern konnten, war sie die Treppe hinunter und auf die Straße geeilt; und unaufhörlich klangen ihre verzweifelten Rufe: „Zu Hilfe, zu Hilfe! La Fattura! La Fattura!"

In wenigen Augenblicken war vor dem Hause ein großer Menschenauflauf entstanden. Aus allen Gassen und Häusern stürzten die Leute hervor. Und nun stürmten auch schon die ersten unter Führung der Dienerin die Treppe hinauf und in das Zimmer des Kranken.

Graf Ufing war aus seinem unruhigen Schlafe emporgefahren und starrte verwirrt und mit fieberglänzenden Augen auf alle die fremden tobenden Menschen, die den Raum füllten. Da erblickte er Carmela mitten unter ihnen, griff sich mit einem wehen Laut nach dem Herzen und sank gleich darauf kraftlos wieder auf das Lager zurück.

Carmela hatte nichts davon gemerkt. Ihre ganze Willenskraft war darauf gerichtet, den schrecklichen Zauber zu zerstören und den Geliebten dem sicheren Tode zu entreißen. Sie hatte schnell ein paar Entzauberungsformeln über die Puppe gerufen, dann irgendein Stück Malkarton aus Ufings Vorräten ergriffen und das scheußliche Hexenwerk daraufgescharrt. Und nun lief sie damit, gefolgt von den schreienden und fuchtelnden Leuten, aus dem Krankenzimmer auf die Straße.

Unten standen die Menschen zu Haufen. Alle drängten sich, neugierig und entsetzt zugleich, herzu, um einen Blick auf den schrecklichen Gegenstand zu werfen. So gab es zwischen den Andrängenden und den angstvoll Zurückweichenden ein wildes Stoßen und Ringen. Und über allem schwebte, nun von hundert Kehlen wiederholt, der gellende Ruf: „La Fattura! La Fattura!", der immer mehr Neugierige herbeilockte.

„Laßt mich durch! Ich muß zur Kirche! Gebt mir den Weg frei!" flehte Carmela immer wieder. Aber sie vermochte nicht durch die Menschenmauer vorzudringen.

Jetzt brachen sich ein paar biedere, kräftige Handwerker zu dem jungen Mädchen Bahn. „Gib her, Mädel! — Wir bringen es zu San Gregorio! — Wir kommen schon durch damit!"

„Aber die Kirche ist ja längst geschlossen!" zeterten ein paar Weiber.

„Der Priester Don Alberto wohnt ja hier gegenüber! Wir holen ihn!" riefen andere und drängten sofort nach dem bezeichneten Hause zu.

Carmela schwankte, ob sie die Entzauberung und Vernichtung der Puppe den hilfsbereiten Leuten überlassen sollte, denn sie fürchtete, daß dabei etwas versäumt werden könnte. Aber sie selbst mußte ja so schnell als möglich zu dem Kranken zurückkehren, um ihn von den Dämonen zu befreien, die schon von seinem Körper Besitz genommen hatten. — „Wißt Ihr denn auch genau Bescheid?" fragte sie angstvoll.

„Ja, ja, natürlich! Gebt nur her!" riefen die Handwerker.

„Aber laßt ja keine der Nadeln darin stecken! Und bei jeder einzelnen muß der Priester ein Gebet sprechen, wenn er sie herauszieht!"

„Ja doch; wir sorgen schon dafür!" — Der eine der Männer nahm ihr die Pappe mit der Fleischpuppe aus der Hand und erntete für seine Beherztheit allgemeine Bewunderung.

„Aber wenn der Priester nicht kommen will? Neulich hat sich einer geweigert, bei einer Entzauberung zu helfen!" warf einer aus der Menge ein.

„Das soll er mal versuchen!" — „Ha! wir werden ihn schon schon dazu zwingen!" — „Macht doch keine Geschichten! Don Alberto ist ein braver Mann! Er denkt nicht dran, sich zu weigern!" klang es durcheinander.

Ein ganzer Haufe setzte sich nun in der Richtung nach der Kirche in Bewegung.

„Und verbrennt die Puppe dann gut!" rief ihnen Carmela noch zu.

„Ja, ja; wir machen dann gleich Feuer vor der Kirche!"

„Nicht doch!" brüllte ein Weib. „Man muß sie einem schwarzen Hunde zu fressen geben!"

„Das frißt doch kein Hund mehr!" gab einer der Handwerker zurück. „Es ist ja schon halb verwest!"

Die Stimmen der Davonziehenden wurden von dem Lärmen der Zurückbleibenden übertönt, denn nicht alle diese Neugierigen hatten sich dem Zuge nach der Kirche angeschlossen. War doch noch ein fesselndes Schauspiel zu erhoffen: die Rache an der schuldigen Hexe — falls man sie entdeckte.

Vergebens versuchten Carmela, der Buchhändler und dessen Dienerin, sich wieder in das Haus zurückzuziehen. Sie waren von einer tobenden Schar umringt und wurden mit Fragen bestürzt.

„Ihr seid doch der Besitzer des Hauses! Ihr müßt doch wissen, wie die Fattura hineingekommen ist!" beharrte ein Nachbar des Herrn Porpora, der ihm nicht wohlgesinnt war.

(Fortsetzung folgt.)

Die Jupitervilla auf Capri.

Von Professor Dr. Walter Bombe-Köln.

Von furchtbaren Erdbeben zerschmettert, des architektonischen Schmuckes beraubt, von unberufenen Schatzgräbern, die auf allen Seiten Stollengänge in das Mauerwerk getrieben haben, ausgeplündert, so lag die berühmte Jupitervilla auf Capri, ein wüster, unförmlicher Trümmerhaufen da, als zu Ende des 18. Jahrhundert der Österreicher Hadrawa, einer der vielen Liebhaber von Antiquitäten jener Zeit, mit Erlaubnis von Konsulaten und Gesandtschaften zu eigenem und zum Nutzen von Freunden und Gönnern das unheilvolle Werk seiner Vorgänger vollendete. Als Hadrawa plötzlich im Jahre 1810 verstarb, gingen auch noch die Aufnahmen, Zeichnungen und Notizen verloren, die dieser Schatzgräber angefertigt hatte.

Eine neue Ausgrabungsperiode begann, als 1826 die Akademie von Herkulanum das ganze Grundstück zu erwerben beschloß, aber es wurde nur ein Teil angekauft, und die von dem Archäologen Feola geleiteten Grabungen dauerten nur wenige Monate. Die wenigen Funde gelangten in das Nationalmuseum in Neapel. Danach ging der Pflug der Bauern über die riesige Trümmerstätte. Was noch aufrecht stand, drohte völlig einzustürzen, bis kürzlich der um Pompeji und Herkulanum so hochverdiente Professor Maiuri, der Oberintendant der Altertümer von Campanien, den man in Kreisen der Fachgenossen mit dem Ehrennamen des „Archäologen der verzweifelten Unternehmungen" belegt hat, planmäßige Grabungen und Stützungsarbeiten in Angriff nahm.

Die bisher freigelegten Bauteile der Jupitervilla bedecken eine Oberfläche von mehr als 7000 Geviertkilometern, aber die ganze einst bebaute Fläche beträgt deren mindestens 30 000. Der Leuchtturm, ebenfalls ein Römerbau, Gärten, Nymphäen und andere Anlagen mit Terrassen, bis zu dem 297 Meter hohen „Salto di Tiberio", wo der Tyrann seine Opfer in das Meer hinabstürzen ließ, gehörten dazu. Nach Süden und nach Westen sind zwei Stockwerke mit Resten eines dritten durch Maiuri aufgedeckt worden, in Höhe von mehr als 20 Metern. Auch das Vorhandensein eines vierten Stockwerkes ist wahrscheinlich, aber die von dem deutschen Architekten Weichhardt angenommene Höhe von 40 Metern ist weit übertrieben. Vier mächtige Zisternen, von denen drei miteinander in Verbindung standen, bedecken ein Quadrat von 31 Metern Seitenlänge. Sie konnten die für jene Zeit beträchtliche Menge von 10 000 Raummetern Wasser aufspeichern. Wie bekannt, gab es und gibt es auf Capri keine Quellen, so daß alles Regenwasser sorgfältig gesammelt werden muß. So waren auch die römischen Cäsaren gezwungen, für die Bäder, die Küchen und die Säuberung der Wohnräume Wasser aufzuspeichern.

Als ein riesiges Quadrat mit einer Apsis nach Osten zeigt sich jetzt die Jupitervilla, die einen herrlichen Ausblick auf die Sireneninseln, auf die drei aufragenden Klippen der Faraglioni und die ganze Insel, auf Sorrent und die beiden Golfe bietet. Die düsteren Erinnerungen reden von dem Kaiser Tiberius, der von der Welt, die ihm gehörte, sich nur diesen Fels als Zufluchtsstätte und Aufenthaltsort für die letzten Jahre seines Lebens auswählte. Zur Zeit seines Vorgängers und Stiefvaters Augustus war die Insel noch fast ganz von Griechen bewohnt. Sie gehörte der ebenfalls von Griechen bewohnten Stadt Neapolis, dem heutigen Neapel, und Augustus trat im Tausch gegen Capri das blühende und weit größere Ischia ab. Als er einst am Strande das Schiff verließ, überbrachten ihm höfische Schmeichler als gute Vorbedeutung die Nachricht, daß eine altersdürre Steineiche plötzlich frisch zu grünen begonnen habe. Das erfreute den Kaiser so hoch, daß er jenen Tausch beschloß.

Der greise Kaiser genoß die Reinheit der Luft und die Schönheit der Natur. Auf der schönsten Stelle erbaute er sich die Jupitervilla, die später sein Nachfolger Tiberius bedeutend erweiterte. „Apragopolis", auf deutsch etwa Faulstadt, nannte Augustus scherzend wegen des Nichtstuns seines Gefolges die Insel, und einen seiner Günstlinge, Mazgaba, bezeichnete er in fröhlicher Laune als den „Ktistes", den Gründer Capris. Es war nichts als gelehrte Spitzfindigkeit, wenn sich kürzlich einige der angesehensten Spezialforscher leidenschaftlich herumstritten, welche andere Insel Augustus gemeint habe und ob dieser Mazgaba nicht vielleicht ein großer Baukünstler, sogar der Erbauer der Jupitervilla gewesen sei.

Kein größerer Gegensatz ist denkbar als der zwischen dem ewig heiteren Augustus und seinem finsteren Nachfolger Tiberius, von dessen Grausamkeiten und Ausschweifungen Sueton zwei Menschenalter später übertriebene Schilderungen bietet. Tiberius zog sich, als er im Jahre 27 n. Ch. dem Aelius Sejanus alle Regierungsgeschäfte überließ, ganz auf die Insel zurück. Fast elf Jahre hat er dort gelebt und Capri zu einem Lusthain der Venus und einem Olymp aller Götter prächtig ausgestaltet. Nicht weniger als zwölf Villen, deren größte die Jupitervilla war, erbaute er hier zu Ehren der zwölf Götter. Zwei Jahrtausende haben nicht vermocht, das Andenken dieses finsteren Dämons auszulöschen, und noch heute erzählt sich das Volk von Capri Schauergeschichten über ihn und den köstlichen Wein, der hier wächst, nennt ihn „Tränen des Tiberius", wie jener vom Vesuv, dem anderen Dämon der Zerstörung „Tränen Christi" heißt.

Als der Schreckliche tot war, verfiel auch die Pracht seiner Schlösser. Caligula weilte noch mit Tiberius auf Capri, ferner der schwelgerische Vitellius, und später duldeten zur Zeit des Commodus dessen Gemahlin Crispina und dessen Schwester Lucilla eine schmerzliche und trauervolle Verbannung. Gespenstisch gähnen heute die öden Trümmeer dieser Lustschlösser.

Schüsse in der Polarnacht.

Finn Christoffersens seltsamstes Erlebnis.

Von Horst Lindner.

Jeder ostgrönländische Pelzjäger und Robbenfänger kennt ihn, den unerschrockenen Finn Christoffersen, der die Aufsicht über die Stationen der Fanggesellschaft „Nanok" in der Taubenbucht führt. Seine Dienstreisen, die er nur im Hundeschlitten und meist allein erledigt, bringen ihn weit herum. Wo er auftaucht, ist er ein gern gesehener Vorgesetzter, den man gastlich empfängt. Die wortkargen Grönländer wissen genau, was ein Mann in ihren Breiten wert ist, und Finn Christoffersen ist einer, auf den sie sich verlassen können. Wenn das Gespräch auf ihn kommt, werden selbst die größten Schweiger redselig. Jeder von ihnen hat irgendeine tolle Geschichte von Christoffersens Wagemut gehört und versucht sie in einer der endlosen Polarnächte beim Hüttenschwatz an den Mann zu bringen.

Und dies ist die neueste, die sich die Grönländer erzählen: Auf einer seiner letzten Inspektionsfahrten zu den Stationen der Fanggesellschaft erreicht Finn Christoffersen nach etlichem Umherirren in der eisigen Polarnacht die Hütte Danmarkshavn. Sie ist leer wie üblich, da sich dort nur einige Fänger ein paar Wochen im Sommer aufhalten. In der langen Winterzeit schneit sie fast vollständig ein. Vor der Haustür türmt sich der Schnee so hoch, daß sie weder von draußen noch von innen geöffnet werden kann. An einer durch Schneewehen einigermaßen geschützten Seite kriecht man durch eine mannsbreite Luke ins Hütteninnere.

Als Christoffersen nach stundenlanger Schlittenfahrt steif wie ein Klotz der Hütte zustapft, sieht er keine Hand vor Augen. Die Hunde — wie stets seine einzigen Begleiter — winseln ängstlich vor sich hin und drängen sich zusammen. Der Mann knipst seine Stablampe an und tastet mit ihren Strahlen die Hütte ab. Er stutzt und geht näher an sie heran. Der Schnee ist an der Fensterwand beiseitegekratzt, eins der Fenster eingeschlagen, und davor zeichnen sich frische Eisbärspuren auf dem Boden ab. Also ungebetene Gäste!

Da scheint guter Rat teuer. Ein erfahrener Grönlandfahrer rennt nicht blindlings in sein Verderben. Und der Marsch in die Bärenhöhle empfiehlt sich nie für einen Jäger. Ob ein paar der weißen Bestien in der Hütte liegen, aufgescheucht durch das Schellengeläut des Hundeschlittens, sprungbereit, läßt sich von draußen nicht feststellen. Die Oeffnung des von Bärentatzen zerschlagenen Fensters ist

durch vereisten Neuschnee ausgefüllt. Da dringt kein Lichtstrahl hindurch. Bleibt noch die Seitenklappe. Aber auch von ihr aus lassen sich nicht alle Winkel der Hütte sofort durchleuchten. Man muß schon selbst hineinsteigen, um zu wissen, wie es in der Hütte aussieht. Finn Christoffersen überlegt angestrengt. Geht er auf gut Glück hinein, ist sein Leben vielleicht verwirkt. Hier kräht kein Hahn nach ihm. Vielleicht zeigen später die führerlosen Hunde der weitab liegenden nächsten Station den furchtbaren Tod ihres Herrn an. Halt, die Hunde! Da geht dem Mann ein Polarlicht auf.

Er denkt an das Verhalten der Pinguine, die vom Lande aus untersuchen, ob Seelöwen im nahen Fahrwasser auf Beute lauern. Bevor sie sich ins Wasser wagen, stoßen sie einen Vogel aus ihrer Mitte von der nächsten Eisscholle ins Tiefe. Wird das Opfer von einem der Räuber erfaßt, so zieht sich der ganze Pinguinenschwarm fluchtartig auf seine sichere Ausgangsstelle zurück. An einem solchen Tage geht kein Pinguin ins Wasser.

Christoffersen halftert einen der sechs Schlittenhunde ab, führt das winselnde Tier zur Hüttenluke und stößt es mit einem blitzschnellen Ruck ins Innere der armseligen Behausung. Wieder flammt die Stablampe des Mannes auf. Der Hund schnüffelt in den Ecken des Raumes herum, beruhigt sich nach einer Weile und legt sich zu Boden. Gefahr scheint nicht im Verzuge. Finn halftert auch die übrigen Hunde ab, schiebt sie auf gleiche Weise durch die Luke und folgt dann selbst mit Gewehr und Schlafsack, Decken und Proviant.

Wieder drängen sich die Hunde aneinander. Sie jaulen nicht mehr, spitzen aber von Zeit zu Zeit ihre Ohren. Christoffersen zündet die Hüttenlampe an, bereitet sich ein einfaches Mahl, schmaucht ein Pfeifchen, sieht nach den Hunden, die ebenfalls ihr Futter bekommen haben, überprüft noch einmal das schußfertige Gewehr und will sich gerade zur Ruhe legen, als plötzlich wieder die Tiere zu winseln beginnen. Von draußen hört er ein Stampfen und Schnauben. Ein heftiges Kratzen, das aus der Richtung des zerschlagenen Fensters kommt. Dann wirbeln gefrorene Schneeklumpen zu Boden, Glassplitter klirren, und durch die Öffnung des Fensterrahmens schiebt sich — der Kopf eines Eisbären. Aber schon hat Christoffersen sein Gewehr an die Wange gerissen und knallt in wilder Wut mehrere Schüsse auf diesen Kopf. Hat er getroffen? Schwarz gähnt den Mann die Finsternis der Polarnacht an. Er hört draußen etwas lärmen, einen schweren Fall, und dann wird alles still.

Mühsam klettert Christoffersen, das Gewehr schußfertig im Arm, ins Freie und erkennt dort beim Schein der Stablampe einen riesigen Eisbären, der verendet im Schnee liegt. Kaum hat er das Tier näher in Augenschein genommen, als ein zweiter Bär hinter einem Vorsprung der Hütte hervorkommt und in aufrechter Haltung auf den Schützen losstürzt. Wieder feuert der Mann mehrere Schüsse auf seinen Angreifer. Der schwankt, dreht sich einmal um sich selbst, was trotz des Ernstes der Lage überaus possierlich aussieht, und sackt dann sterbend zusammen. Es ist ein noch junges Tier, gutgewachsen, tadellos im Fell. Kurz aber währt die Freude des glücklichen Schützen. Er hört hinter seinem Rücken ein Schnauben und Brummen. Als er sich umwendet, steht er einem dritten Bären auf einige Meter Entfernung gegenüber und hat noch einen einzigen Schuß im Gewehrlauf.

Gerade holt das Tier zum todbringenden Tatzenschlag aus, als ihn die wohlgezielte Kugel Christoffersens zu Boden streckt. Gewiß, das Tier verendet, aber durch des Mannes schweren Körper läuft ein Zittern. Wenn er gefehlt hätte, stände er jetzt nicht mehr auf's Gewehr gestützt in der eisigen Polarnacht, ohne zu frieren. Finn Christoffersen war stets ein beherzter Mann, aber in dieser Nacht hat er, der Unerschrockene, immer Tatbereite, zum ersten Mal das Gruseln gelernt. Und wenn er in diesem Augenblick nicht friert, so nur wegen des Angstschweißes, der ihm von der Stirne tropft. Stundenlang liegt er später in der Hütte Danmarkshavn, ohne schlafen zu können. Erst das regelmäßige Schnarchen der treuen Hunde gibt ihm die Ruhe wieder.



Bunte Chronik



Der Bart und das Gewissen.

Ein englischer Diplomat wurde bei Gericht einem Zeugen gegenübergestellt, der einen ungewöhnlich langen Bart hatte. Dem Diplomaten war diese Haarmenge zuwider. Er war überzeugt, daß sein eigenes glatt rasiertes Gesicht außerordentlich gut wirke. „Wenn Euer Gewissen dieselben Ausmaße hat wie Euer Bart, so muß es sehr groß sein“, redete er den Zeugen höhnend an. — „Mylord“, kam die Antwort, „wenn wir das Gewissen schon nach dem Bart beurteilen, dann habt Ihr also gar keins.“



Lustige Ecke



Aufmerksam.

„Wirklich, Willy ist zu aufmerksam.“
„Wieso?“
„Hat mir eine Fünfpfundbonbonniere geschenkt und dazu ein Abonnement für die Massageanstalt.“

*

Ausrede.

„Warum kommst du um drei nach Hause?“
„Es war langweilig am Stammtisch, so daß ich mich nach einer Unterhaltung mit dir sehnte.“

*

Wie man's macht!

Lehrer: Nennt mir mal Tiere!
Hänschen: Das Eselchen.
Lehrer: Falsch! Es heißt der Esel. Und du, Karlchen?
Karlchen: Das Wölfchen.
Lehrer: Es heißt: Der Wolf. Ihr müßt die Verkleinerungsform weglassen. Na, Theodor?
Theodor: Der Eichhorn! Der Kanin!! — — —

*

Feine Familie.

„Paul ist mit Lissys Juwelen ausgerissen.“
„Pfui.“
„Ja, aber er hatte schon immer gesagt, er wollte ihr jeden Stein aus dem Wege räumen.“

*

Schmeichelhaft.

Es regnet. Fritz besucht Holmeyers.
„Nett von Ihnen, uns zu besuchen“, sagt Frau Holmeyer.
„Was soll man bei dem Wetter schon anfangen?“ antwortet Fritz.

*

Der Musikfreund.

„Gehen Sie gern in Konzerte?“
„Freilich, meine Frau liebt Musik.“
„Und Sie?“
„Ich gehe gern mit, wenn meine Frau Musik hört, spricht sie nicht.“

*

Landstreicher.

„Ich bin een geheimer Rat.“
Davon weiß keener was.“
„Eben, is ja ooch geheim.“

*

Beim Doktor.

„Sie werden eine Wasserkur machen müssen.“
„Mit oder ohne Rum, Herr Doktor?“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.